

A grayscale, microscopic-style image of several coronavirus particles. The particles are spherical with a textured surface and numerous small, dark, conical protrusions (spikes) extending from their outer layer. They are scattered across the frame, with some in sharp focus and others blurred in the background, creating a sense of depth. The overall tone is clinical and scientific.

**Was hat die Literatur
der Romania
mit Corona zu tun?**

Giovanni Boccaccio

Il Decamerone / Das Dekameron (1348-1353)

Worum geht's? Im Jahr 1348 wüthete in Florenz die Pest. Zufällig treffen sich sieben junge adlige Damen und drei junge Männer in der Kirche. Die älteste macht den Vorschlag, die Todesstadt zu verlassen und sich auf einem Landgut in Sicherheit zu bringen. Dort werden die Spielregeln aufgestellt, an jedem Tag sei ein anderer für die Unterhaltung der übrigen zuständig. Es werden Geschichten nach Geschichten erzählt, wobei jeder der zehn Tage ein anderes Überthema (vom Unglück zum Glück, von Liebe, von Listen und Streichen, ...) festlegt.

So beginnt die Vorrede:

Sooft ich, holde Damen, in meinen Gedanken erwäge, wie mitleidig ihr alle von Natur aus seid, erkenne ich auch, daß eurer Meinung nach dies Werk einen betrübten und bitteren Anfang haben wird, da es an seiner Stirn die schmerzliche Erwähnung jener verderblichen Pestseuche trägt, die vor kurzem jeden, der sie sah oder sonst kennenlernte, in Trauer versetzte.

Doch wünsche ich, daß ihr euch nicht vom Weiterlesen in dem Glauben abschrecken lasset, ihr müßtet immer zwischen Seufzern und Tränen lesend weiterwandeln. Dieser schreckensreiche Anfang soll euch nicht anders sein wie den Wanderern ein steiler und rauher Berg, jenseits dessen eine schöne und anmutige Ebene liegt, die ihnen um so wohlgefälliger scheint, je größer die Anstrengung des Hinauf- und Hinabsteigens war. Und wie der Schmerz sich an das Übermaß der Lust anreicht, so wird auch das Elend von der hinzutretenden Freude beschlossen. [...]

Ich sage also, daß seit der heilbringenden Menschwerdung des Gottessohnes eintausenddreihundertachtundvierzig Jahre vergangen waren, als in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, das tödliche Pestübel gelangte, welches – entweder durch Einwirkung der Himmelskörper entstanden oder im gerechten Zorn über unseren sündlichen Wandel von Gott als Strafe über den Menschen verhängt – einige Jahre früher in den Morgenlanden begonnen, dort eine unzählbare Menge von Menschen getötet hatte und dann, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, jammerbringend nach dem Abendlande vorgedrungen war.

Gegen dieses Übel half keine Klugheit oder Vorkehrung, obgleich man es

daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von allem Unrat reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrt und manchen Ratschlag über die Bewahrung der Gesundheit erteilte. Ebensovienig nützten die demütigen Gebete, die von den Frommen nicht ein, sondern viele Male in feierlichen Bittgängen und auf andere Weise Gott vorgetragen wurden.

[...]

Damit wir nun nicht aus Trägheit oder Sorglosigkeit einem Unglück erliegen, dem wir, wenn wir wollten, auf irgendeine Weise entgehen könnten, dünkte ich, wiewohl ich nicht weiß, ob ihr die gleiche Meinung habt, es wäre am besten, wir verließen, so wie wir sind, diese Stadt, wie es viele vor uns getan haben und noch tun. Die bösen Beispiele anderer wie den Tod verabscheuend, könnten wir mit Anstand auf unseren ländlichen Besitzungen verweilen, deren jede von uns eine Menge hat, wo wir uns dann Freude, Lust und Vergnügen verschafften, soviel wir könnten, ohne die Grenzen des Erlaubten irgendwie zu überschreiten. Dort hört man die Vöglein singen, dort sieht man Hügel und Ebenen grünen, dort wogen die Kornfelder nicht anders als das Meer, dort erblickt man wohl tausenderlei Bäume und sieht den Himmel offener, der, wie erzürnt er auch gegen uns ist, seine ewige Schönheit nicht verleugnet, was alles zusammen viel erfreulicher ist als der Anblick der kahlen Mauern unserer Stadt.

[...]

»In Lust und Freuden müssen wir leben, denn aus keinem andern Grund sind wir dem Jammer entflohen. Weil aber alles, was kein Maß und Ziel kennt, nicht lange währt, so meine ich als die Urheberin jener Gespräche, aus denen eine so schöne Gesellschaft hervorgegangen ist, es sei notwendig, daß wir übereinkommen, einen Oberherren zu wählen, dem wir dann als unserem Gebieter gehorchen und Ehre erweisen und dem die Sorge, unser heiteres Leben zu gestalten, allein überlassen bleibt. Damit indes ein jeder von uns zugleich die Last dieser Pflichten und das Vergnügen des Vorrangs empfinde und damit keiner, leer ausgehend, einen andern in dieser[29] oder jener Hinsicht beneiden könne, sage ich, daß Ehre und Beschwerde jedem für einen Tag zugeteilt werden solle. Wer unter uns der erste sein soll, werde durch gemeinsame Wahl entschieden. In Zukunft aber möge um die Abendstunde der jeweilige Herr oder die jeweilige Herrin den Nachfolger oder die Nachfolgerin bestimmen. Wer nun auf solche Weise regiert, der mag während der Dauer seiner Herrschaft nach Willkür über Zeit, Ort und Einrichtung unseres Lebens verfügen und bestimmen.«

Alessandro Manzoni

I promessi sposi / Die Verlobten (1840)

Worum geht's? Die Handlung spielt Mitte des 17. Jahrhunderts. In einem kleinen Dorf bei Lecco am Comer See wird die anstehende Hochzeit von Renzo und Lucia durch den skrupellosen Don Rodrigo, der selbst ein Auge auf Lucia geworfen hat, vereitelt. Lucia flieht ins Kloster, Renzo nach Mailand. Es passiert viel, ehe sich die Verlobten wieder finden; unter anderem bricht die Pest aus, der Don Rodrigo zum Opfer fällt. Lucia arbeitet nun in einem Lazarett und hier trifft Renzo sie wieder. Nach der Hochzeit ziehen sie nach Bergamo und gründen eine Familie.

Das einunddreißigste Kapitel unterbricht den Erzählfluss der Haupthandlung und beschreibt die Ausbreitung der Seuche in Mailand.

Einunddreißigstes Kapitel

Die Pest, von der das Gesundheitsamt gefürchtet hatte, sie könnte mit den deutschen Truppen in das Mailändische eindringen, war bekanntlich in der Tat angekommen, und es ist gleicherweise bekannt, daß sie sich nicht darauf beschränkte, sondern einen großen Teil von Italien überzog und verheerte. [...]

Unter den vielen gleichzeitigen Berichten ist nicht einer, der ausreichte, einen nur einigermaßen bestimmten, richtigen Begriff davon zu geben; [...] In allen herrscht übrigens eine seltsame Verwirrung von Zeiten und Dingen, [...] Man begnügte sich, einen Beauftragten abzuschicken, der unterwegs zu Como einen Arzt mitnehmen und mit ihm die angegebenen Ortschaften besuchen sollte. Beide, erzählt der Arzt Tadino, der einen Bericht über diese größte Pest des Jahrhunderts erscheinen ließ (1648), ließen sich zu Bellano von einem alten, unwissenden Barbier überreden, daß diese Art des Übels keine Pest sei; an manchen Orten entstünde es, wie gewöhnlich, durch die herbstlichen Ausdünstungen der Sümpfe, an den übrigen durch das Elend und die Mühseligkeiten, die der Durchzug der Deutschen mit sich gebracht hätte. Solch eine Versicherung ward dem Ausschuß zugetragen, und dieser schien sich damit zu beruhigen.

Da jedoch unaufhörlich andre Todesnachrichten von verschiedenen Seiten anlangten, wurden zwei Abgeordnete, darunter der genannte Tadino, hin-

ausgeschickt, um sich zu überzeugen und Vorkehrungen zu treffen. Bei der Ankunft derselben hatte sich das Unheil schon dermaßen verbreitet, daß die Beweise, ohne sie suchen zu müssen, sich von selbst darboten. [...] überall fanden sie gesperrte Wohnsitze und verlassene Dörfer, während die geflohenen Einwohner auf den Feldern sich gelagert oder zerstreut hatten. [...] Man erkundigte sich nach der Zahl der Gestorbenen; sie war entsetzlich. Man untersuchte Kranke und Leichname und fand überall die mißfarbigen, schrecklichen Zeichen der Pest. Briefe gaben die grauenvolle Kunde dem Ausschuß. Dieser fertigte Zettel nach allen Toren ab, um den Menschen, welche aus den Gegenden der Ansteckung kämen, den Eintritt in die Stadt zu untersagen. Während diese Zettel geschrieben wurden, erhielten die Zollbedienten die vorläufige Anweisung; die eigentliche Verordnung aber ward erst einen vollen Monat später erlassen. Aber schon hatte die Pest in Mailand sich eingeschlichen.

[...]

Der Gesundheitsausschuß untersagte [der] Familie [eines gestorbenen Soldaten], das Haus zu verlassen. [...] Die Bedenklichkeit, welche man gleich anfangs in dem Hospital gehegt, und die Vorsichtsmaßregeln, die man aus diesem Grunde angewandt hatte, wirkten so glücklich, daß dort die Ansteckung nicht weiter um sich griff.

Aber der Soldat hatte außerhalb einen Keim hinterlassen, der gar bald sich zu entwickeln begann. Der erste, an welchem er zum Vorschein kam, war der Herr des Hauses, worin der verderbliche Gast gewohnt hatte, Carlo Colonna, ein Lautenspieler. Darauf wurden alle Bewohner jenes Hauses, nach Verordnung des Ausschusses, in das Lazarett geschafft; fast alle legten sich hier nieder, einige starben bald: ihre Krankheit war förmliche Pest.

Die Unheilstoffe verbreiteten sich indessen durch den Umgang dieser Leute in der Stadt. Doch nur verdeckt und langsam schlich den übrigen Teil des Jahres hindurch und während der ersten Monate des nächsten das gefährliche Übel unter der Bevölkerung umher. Von Zeit zu Zeit ergriff es bald in diesem, bald in jenem Stadtviertel einen Menschen und führte manches Opfer zum Grabe; aber die Seltenheit der Erscheinung entfernte noch immer den Verdacht einer Pest und bestätigte die Einwohner sämtlich in dem blödsinnigen, mörderischen Wahne, daß keine vorhanden oder daß sie nur auf einen Augenblick dagewesen sei. Viele Ärzte sprachen nach, was die Stimme des Volkes – war sie auch hier die Stimme Gottes? – versicherte; sie verspotteten die schwarzen Prophezeiungen, die drohenden Winke, die einige wenige nicht unterdrücken mochten, und hatten Namen von gewöhnlichen

Krankheiten bei der Hand, um jedes Pestübel, zu dessen Heilung sie herbeigerufen wurden, zu bezeichnen; alle Symptome, alle sprechenden Erscheinungen waren nicht mächtig genug, ihrem Eigensinn die Augen zu öffnen.

[...]

Die Obrigkeit erwachte wie aus einem tiefen Schlafe; sie fing an, den Anforderungen und Vorschlägen des Ausschusses ein geneigteres Ohr zu leihen, auf ihre Verordnungen nachdrücklicher zu bestehen, die Schließung der Häuser und die befohlene Absonderung verdächtiger Gegenstände gewissenhafter beobachten zu lassen. Der Ausschuß verlangte Geld, um die täglichen Ausgaben im Hospital und bei andern Dienstleistungen bestreiten zu können, und während entschieden ward, ob diese Kosten der Stadt oder der Königlichen Schatzkammer zur Last fallen müßten, verlangte er sie von den Dekurionen. Bei diesen kam auch auf Befehl des Statthalters, welcher die Belagerung des armen Casale von neuem unternommen hatte, der Großkanzler und der Senat ein, daß sie darauf denken möchten, die Stadt mit Lebensmitteln aller Art zu versehen, ehe sie nach fortgeschrittener Ausbreitung der Pest um allen Verkehr mit andern Ländern gebracht wäre; zugleich möchten sie Mittel ersinnen, um einen großen Teil der Bevölkerung, welchem es an Arbeit fehlte, zu unterhalten. Die Dekurionen suchten durch Anleihen und Auflagen Geld herbeizuschaffen; von der Summe, die sie dadurch zusammengebracht, gaben sie einen Teil dem Gesundheitsausschusse, einen Teil den Armen, auch kauften sie Getreide an und sorgten so etwas für das Bedürfnis. Die Tage des großen Drangsals waren aber noch nicht erschienen.

[...]

Begreiflicherweise verlor sich allmählich auch im Volke der Eigensinn, die Pest leugnen zu wollen; das Übel griff um sich, griff vor aller Welt Augen durch Berührung und Umgang um sich. Es hatte sich eine Zeitlang auf die Armen beschränkt, überfiel bald aber auch bekannte Personen.

Da die Menge aber so lange und so entschlossen die Pest in ihrer Mitte bestritten hatte, wollte sie jetzt sie nicht dem natürlichen Laufe zuschreiben, um nicht durch ein einziges Geständnis sich zu Selbsttäuschung und großer Schuld zu bekennen; um so williger war sie gelaunt, eine andre Ursache aufzusuchen und eine jede, die ein erfinderischer Kopf aufstellen würde, gutzuheißen. Unglücklicherweise lag eine solche in den Vorstellungen und in den damals gangbaren Überlieferungen bereit, die nicht bloß hier, sondern in jedem Himmelsstrich Europas spukten: Giftmischerhandwerk, teuflische Künste, Verschwörungen, um die Pest durch ansteckende Stoffe und Hexe-

reien zu verbreiten.

[...]

Die Nachrichten solcher Entdeckung [man sah immer mehr Häuer seltsam angestrichen] flogen von Mund zu Mund, und wie immer, wenn die Gemüter vom Argwohn bereits eingenommen sind, hatte das Hören die Wirkung des Sehens. Immer betrübter durch die Gegenwart der Übel und von der drängenden Gefahr geängstigt, ergriff man um so begieriger solchen Wahn; der Zorn will strafen und mag das Unglück lieber einer menschlichen Bosheit zuschreiben, gegen welche die martersüchtige Geschäftigkeit sich auslassen kann, als eine Ursache anerkennen, in die man sich nur ruhig ergeben muß. Ein ausgesuchtes Gift von plötzlicher, höchst durchdringender Wirkung war ein Gedanke, welcher die Gewaltigkeit der Krankheit, ihre dunklen und auffallenden Zufälle vortrefflich zu erklären schien.

[...]

Diese Maßnahmen [sowohl die gesundheitsschützenden als auch die abschreckenden, indem man die Leichen als anschauliche Beispiele öffentlich durch die Straßen trug] indes steigerte nur das Übel, statt es zu verbannen. Die großen Menschenansammlungen, die zahllose Gelegenheiten zu zufälligen Berührungen gaben, waren ein prächtiger Ansteckungsherd. Daher ist es nicht verwunderlich, daß von diesem Tage an die Wut der Ansteckung in einem fort wuchs; binnen kurzem gab es kaum mehr ein unberührtes Haus. Die Bevölkerung des Hospitals stieg von zweitausend auf zwölftausend, und endlich, wie alle versichern, auf sechzehntausend. Im Anfang des Juli starben täglich mehr als fünfhundert Personen. Mit der Zahl von zwölf- bis sechzehnhundert hatte das Verderben seine äußerste Höhe erreicht, und hier stand es still;

[...]

Albert Camus

La Peste / Die Pest (1947)

Warum geht's? Ein paar tote Ratten, ein paar harmlose Fälle einer unbekannteren Krankheit – das sind die Anfänge einer Epidemie, die eine ganze Stadt an der algerischen Küste in einen Ausnahmezustand bringt. Die Stadt wird von der Außenwelt abgeschottet und fordert zum mehrere tausend Opfer. Die Krankheit wird zum gemeinsamen Gegner. Der Roman wird aus der Sicht des Arztes Rieux geschildert, der irgendwann mit dem Pater Paneloux ins Gespräch kommt, der die Pest als Strafe Gottes deutet.

Albert Camus beschreibt in La Peste anhand einer Gesellschaft, welche Haltung die nötige ist angesichts einer Epidemie. Es ist eben nicht die fatalistische, panische, verschwörungstheoretische, sondern die solidarische und besonnene.

[...]

„Ich habe zu lange in den Hospitälern zugebracht, um die Idee einer Kollektivstrafe zu lieben. Aber Sie wissen, die Christen sprechen manchmal so, ohne jemals wirklich daran denken. Sie sind besser als sie zu sein scheinen.“

„Sie denken aber gleich viel, wie Paneloux, daß die Pest auch ihr gutes habe; daß sie die Augen öffnet, das sie zum Denken zwingt.“ Der Doktor schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Wie alle Krankheiten dieser Welt. Aber was für alle Übel dieser Welt gilt, gilt auch für die Pest. Sie kann dazu dienen, einigen wenigen zum Wachstum zu helfen. Wenn man indessen das Elend und den Schmerz sieht, den sie mit sich bringt, dann muß man verrückt, blind oder feige sein, um sich mit der Pest abfinden zu können.“ Rieux war im Ton kaum lauter geworden. Dennoch machte Tarrou eine Handbewegung, als wolle er ihn beruhigen. Er lächelte. „Ja“, sagte Rieux und zuckte die Schultern. „Aber Sie haben mir nicht geantwortet. Haben Sie es sich gut überlegt?“ Tarrou richtete sich in seinem Sessel ein wenig auf und schob seinen Kopf vor in das Licht.

„Glauben Sie an Gott, Doktor?“ Auch diese Frage wurde ganz zwanglos gestellt. Aber diesmal zögerte Rieux.

„Nein, das nicht, aber was will das schon heißen? Ich befinde mich im Dun-

kel der Nacht und ich bemühe mich, darin klar zu sehen. Ich habe seit langem aufgehört, darin etwas besonderes zu finden.“

„Ist es nicht gerade das, was Euch von Paneloux trennt?“ „Ich glaube nicht. Paneloux ist ein studierter Mann. Er hat noch nicht genug Leute sterben sehen, und deswegen spricht er im Namen einer Wahrheit. Aber der einfachste Landpfarrer, der sich um das Seelenheil seiner Pfarrkinder kümmert, und der das Röcheln eines Sterbenden gehört hat, denkt wie ich. Ehe er auf die Vorzüge des Leidens hinwies, würde er daran gehen, es zu heilen.“ – Rieux richtete sich auf. Sein Antlitz war jetzt im Dunkel. „Lassen wir das“, sagte er, „da Sie ja doch nicht antworten wollen.“ Tarrou lächelte, ohne sich in seinem Sessel zubewegen.

„Kann ich Ihnen mit einer Frage antworten?“ Jetzt war es an dem Doktor zu lächeln. „Sie lieben es, geheimnisvoll zu sein“, sagte er. „Also schießen Sie los.“

„So ist es“, sagte Tarrou. „Warum zeigen Sie sich so voller Aufopferung und Hingabe, wenn Sie doch nicht an Gott glauben? Ihre Antwort wird mir vielleicht helfen, meinerseits Ihre Frage zu beantworten.“ Ohne aus dem Dunkel hervortreten sagte der Arzt, darauf habe er bereits geantwortet; im übrigen würde er es aufgeben, Menschen zu helfen, wenn er an einen allmächtigen Gott glauben solle, und die Sorge dafür allein diesem überlassen. Aber es glaube an einen solchen Gott kein Mensch auf Erden, nein, nicht einmal Paneloux, der wähnte, daran zu glauben, denn niemand wolle sich vollkommen aufgeben, und hierin wenigstens glaube er, Rieux, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu befinden, wenn er gegen die Schöpfung, so wie sie nun einmal sei, ankämpfe.

„Aha“, sagte Tarrou, „so sieht also die Vorstellung aus, die Sie sich zu Ihrem Beruf machen?“

„So ungefähr“, erwiderte der Doktor, indem er wieder in den Lichtkreis trat. Tarrou pfiff leise vor sich hin, und der Doktor sah ihn an.

„Ja“, fuhr er fort. „Sie meinen, dazu müßte man hochmütig sein. Aber ich besitze nur so viel Hochmut, wie man eben braucht, glauben Sie mir. Ich weiß nicht, was mich erwartet, noch weiß ich, was nach all diesem Geschehenen hier eintreten wird. Für den Augenblick existieren nur die Kranken und die muß man gesundmachen. Wenn das einmal geschehen ist, werden die Menschen darüber nachdenken und ich auch. Aber das Wichtigste, ist im Augenblick, sie gesund zumachen. Ich kämpfe um sie so gut ich kann. Das ist alles.“ – „Gegen wen?“ – Rieux wandte sich zum Fenster. Er erriet in der Ferne das Meer dort, wo sich eine dunklere Dunstwolke am Horizont abhob. Er empfand nur seine völlige Ermattung und kämpfte gleichzeitig

gegen eine plötzliche und unvernünftige Regung in seinem Innern, sich diesem seltsamen Menschen, den er indessen wie einen Bruder empfand, ein wenig mehr zu offenbaren.

„Ich weiß es nicht, Tarrou, ich schwöre Ihnen, – ich weiß es wirklich nicht. Als ich diesen Beruf wählte, tat ich das in gewisser Weise ohne viel darüber nachzudenken, denn einen Beruf mußte ich wählen, und dieser tat es ebenso, wie alle anderen. Einen Beruf unter all denen, die sich junge Leute vornehmen; vielleicht wählte ich ihn auch, weil er mir als dem Sohn eines Arbeiters besonders schwer erreichbar schien. Und dann habe ich sehen müssen, wie Menschen sterben. Wissen Sie, daß es Menschen gibt, die sich gegen das Sterben sträuben? Haben Sie jemals eine Frau schreien hören: – niemals! – wenn der Augenblick des Sterbens kam? Ich habe es gehört; Und dann habe ich bei mir festgestellt, daß ich mich nicht damit abfinden könnte. Ich war damals ein junger Mensch und mein ganzer Eitel glaubte sich gegen die Weltordnung richten zu müssen. Seither bin ich bescheidener geworden. Nur damit habe ich mich noch immer nicht abfinden können, zu sehen, daß gestorben wird. Mehr weiß ich darüber nicht. Aber, schließlich...“
„Schließlich?“, erinnerte Tarrou sanft – „Schließlich...“, begann der Doktor aufs neue und zögerte wiederum, während er Tarrou aufmerksam betrachtete, „es handelt sich um eine Sache, die ein Mensch wie Sie begreifen kann, – nicht wahr, aber da nun einmal die Ordnung der Welt durch den Tod bestimmt wird, ist es vielleicht besser für Gott, daß man nicht an ihn glaubt und daß man mit allen seinen Kräften gegen den Tod kämpft, ohne die Augen zu diesem Himmel zu erheben, in dem er sich ausschweigt.“

„Doch ja, das kann ich begreifen“, pflichtete Tarrou bei, „aber Ihre Siege werden immer nur von vorübergehender Dauer sein, weiter nichts.“
Rieux schien mißmutig zu werden. „So wird es immer sein, ich weiß es; das ist aber kein Grund, den Kampf einzustellen.“
„Nein, das ist kein Grund. Aber jetzt kann ich mir vorstellen, was diese Pest für Sie ist.“ – „Ja“, sagte Rieux, „nämlich eine nie endende Niederlage.“

Tarrou sah den Doktor einen Augenblick lang fest an, dann erhob er sich und ging mit schweren Schritten auf die Türe zu und Rieux folgte ihm. Er hatte ihn bereits eingeholt, als Tarrou, der seine Füße zu betrachten schien, ihm sagte: „Wer hat Sie dies alles gelehrt, Doktor?“ Die Antwort darauf folgte augenblicklich: „Das Leid.“

– Als sie auf die Straße hinaustraten, bemerkten sie, daß es schon ziemlich spät war, vielleicht elf Uhr. Die Stadt war stumm und nur noch von Streifen bevölkert. Sehr weit in der Ferne, hörte man das Geläute eines Ambulanz-Wagens. Sie stiegen in ihren Wagen und Rieux setzte den Motor in Gang.

„Sie müssen morgen in das Hospital kommen, um eine Schutzimpfung zu bekommen. Aber um endlich zum Schluß zu kommen und ehe Sie sich auf diese Geschichte einlassen, halten Sie sich vor Augen, daß Ihre Chancen lebend herauszukommen, eins zu drei stehen.“

„Diese Art Schätzungen haben keinen Sinn, Doktor, das wissen Sie genau so gut wie ich. Vor hundert Jahren hat eine Pest-Epidemie sämtliche Einwohner einer Stadt in Persien dahingerafft. Einzig und allein der Leichenwäscher blieb am Leben, obwohl er seine Beschäftigung auch nicht für einen einzigen Tag lang aufgegeben hatte.“

„Er hat eben seine dritte Chance gewahrt. Das ist alles,“ sagte Rieux mit einer Stimme, die plötzlich dumpf klang, „aber es ist wahr, daß wir auf diesem Gebiet noch alles Wissenswerte lernen müssen.“

Sie kamen jetzt in die Vorstadt. Die Scheinwerfer beleuchteten leere Straßen.

Was macht man im Studium damit?

Haben Sie gerade das Gefühl, diese Texte sprechen von JETZT?

- Aber nein, die sind doch aus dem 14., 19., letzten Jahrhundert.
- Und es geht überall um Pest und Colera.

Seuchen gab es aber schon öfter in der Weltgeschichte, und offenbar gingen die Menschen immer ähnlich damit um.

Aber was tun die Menschen? Und wie sieht das literarische Schaffen aus?

- Bei Boccaccio vertreiben sie sich die Zeit mit schnell erdachten Erzählungen, nach 10 Tagen ist so eine Sammlung von 100 kurzen Geschichten entstanden, quasi Netflix in literarisch.
- Die bekannteste, weil Erfinderin einer eigenen Gattung, ist unangefochten die „Falkennovelle“
- Bei Manzoni erleben wir Menschen, die nicht glauben können, was gerade passiert und sich immer mehr ihre eigenen Erklärungen und Strategien überlegen.
- Warum sind Menschen anfällig für Verschwörungstheorien und Ideologien?
- Camus verbindet die Erfahrung der Pest mit seinen philosophischen Ansichten des Existentialismus. Das menschliche Handeln ist bei ihm das sinngebende Moment, um die Situation, so absurd sie erscheinen mag, auszuhalten.